Tobias Haberl • MUT

TOBIAS HABERL

MUT

EIN WECKRUF IN BANGEN ZEITEN

btb

Für die mutige Lea

»Warum habt ihr solche Angst,
ihr Kleingläubigen?«

Matthäus 8, 26

Nein, ich bin kein mutiger Mensch. Ich bin unvernünftig und leichtsinnig – aber nicht mutig. Zum Beispiel habe ich große Probleme damit, wenn sich Dinge in meinem Leben ändern. Ein Wetterumschwung macht mir nichts aus, aber ein neuer Job, eine neue Liebe, eine neue Stadt, bedeutende Entscheidungen und Wendepunkte, wenn das Leben auf einmal die Richtung wechselt – nicht mein Spezialgebiet. Vielleicht kennen Sie den pathologisch routineverliebten Physiker Sheldon Cooper aus der amerikanischen Fernsehserie *The Big Bang Theory*: Als sein langjähriger Friseur Mr. D'Onofrio ins Krankenhaus muss, verweigert er nicht nur dessen Kollegen, ihm die Haare zu schneiden, weil er nicht über die notwendigen »Haarschnittprotokolle« verfüge, er gerät auch in eine existenzielle Krise. Und ganz so schlimm ist es bei mir nicht, aber ich weiß, was er meint, wenn er sagt: »Change is never fun.«

Vor drei Jahren bekam ich wie aus dem Nichts mehrere Jobangebote, nachdem ich zuvor zwanzig Jahre lang für das *Süddeutsche Zeitung Magazin* gearbeitet hatte. Ich kann Ihnen sagen, das hat sich richtig gut angefühlt. Ich wurde wochenlang hofiert und in Hotelbars eingeladen, es standen – zumindest für einen Journalisten – hohe Summen im Raum, in einem Fall sogar in Schweizer Franken, dazu die Aussicht auf neue Kollegen und neuen Schwung. Freilich ahnt man, dass auch der neue Job nicht ohne Zwänge und Ärgernisse ablaufen wird, aber sich zur Abwechslung über andere Dinge aufregen, kann ja auch entlastend sein. Ich war damals 48 – nicht mehr jung, aber auch noch

nicht alt. Im Grunde genau der richtige Zeitpunkt, um noch mal anzugreifen, bevor man es »ruhiger angehen« lässt. Leider war die Phase des Umgarnens und Verhandelns irgendwann vorbei. Nun hätte es konkret werden, hätte ich den einen Vertrag kündigen, den anderen unterschreiben und einige Flaschen Prosecco springen lassen müssen – am Ende habe ich alle Angebote abgelehnt. Zu viel Angst. Ich bin nicht gesprungen, ich bin geblieben – mutig war das nicht.

Beim Thema Liebe sieht es nicht anders aus. Liebe ohne Mut – das funktioniert nicht. Schließlich weiß man nie, worauf man sich einlässt, wenn man einem anderen Menschen zu vertrauen beginnt und ihm seine Seele mit all ihren Schrammen und Narben vor die Füße legt. Jede Liebe beginnt mit einem Sprung ins Ungewisse. Man entscheidet sich für einen Menschen, ohne absehen zu können, ob die Sache funktioniert, ob die eigene Sehnsucht (und Verletzlichkeit) beim Gegenüber gut aufgehoben sind, es gibt keine Garantie. Auch in dieser Disziplin habe ich eher nicht brilliert. Ich brauche quälend lange, bis ich einen Menschen in meiner Nähe akzeptieren kann und seine Gegenwart nicht mehr als Einengung, sondern als Bereicherung empfinde, und oft waren die anderen schon wieder weg, als ich so weit war.

Dazu kommt, dass ich einerseits gern allein bin, aber auch viele enge Freunde und noch mehr Interessen habe, langweilig war mir tatsächlich noch nie. Das ändert aber nichts daran, dass ich immer wieder grandios versagt habe, wenn es darum ging, mein Leben wenigstens einen Spalt zu öffnen, damit ein lieber Mensch hindurchschlüpfen kann. Die Angst stand mir oft im Weg. Die Angst, etwas aufgeben zu müssen. Die Angst, einem

anderen Menschen nicht gerecht werden zu können. Die Angst, eine falsche Entscheidung zu treffen, mit der ich mich für den Rest meines Lebens werde herumschlagen müssen. Und natürlich ist mein Leben – unverheiratet, keine Kinder – aufregend und abwechslungsreich, zum Beispiel könnte ich genau *jetzt*, und ohne mich irgendwo abzumelden, das Notebook zuklappen, um ein Nickerchen zu machen oder nach Bangkok zu fliegen, aber mir ist schon bewusst, was ich alles verpasst und verpatzt habe.

Paradoxerweise bin ich in anderen Zusammenhängen überhaupt nicht ängstlich, sondern äußerst spontan und energisch. Ich bin viel gereist, habe mich in zweifelhafte Abenteuer gestürzt und so unglaubliche Dinge erlebt, dass es in hohem Maße unvernünftig wäre, hier von ihnen zu berichten. Ich bin ein neugieriger Mensch, der gerade an fremden, zwielichtigen Orten von einer belebenden Energie durchflutet wird und alles ausprobieren möchte, auch Fragwürdiges und Verbotenes. Ich mag die Unsicherheit, wenn jeden Moment etwas passieren kann, womit ich nicht gerechnet habe. Ich mag, wenn die Routinen der westlichen Welt nicht mehr greifen, wenn ich auf meine Instinkte, meine Intuition zurückgreifen muss. Und wenn ich nach einer achtstündigen Holperfahrt in einem rostigen Kleinbus, eingeklemmt zwischen einem Hühnerkäfig und einem Massai-Krieger, bei Sonnenuntergang in einem afrikanischen Bergdorf ankomme und keine Ahnung habe, wo ich die Nacht verbringen werde, explodiert etwas in mir, eine Sehnsucht, eine unbändige Lust, etwas zu erleben, das ich noch nie erlebt habe. Es muss damit zu tun haben, dass ich sehr bürgerlich, sehr behütet groß geworden bin, aber das ist eine andere Geschichte.

Vor einigen Jahren reiste ich mit einem Freund durch Ghana. Nachdem wir von der Hauptstadt Accra kommend eine Weile die Küste entlanggefahren waren, standen wir am Ufer des Volta, der in Burkina Faso entspringt und im Südosten Ghanas in einen gigantischen Stausee mündet. Man darf sich diesen Fluss nicht wie die Isar oder den Neckar vorstellen, es handelt sich um einen gewaltigen Tropenstrom, so breit, dass man das andere Ufer kaum ausmachen kann. Das trübbraune Wasser mäandert träge durch den Dschungel, ein faszinierender, aber auch bedrohlicher Organismus, in dem alles zu wuchern und zu wachsen scheint. Rückblickend kann ich mir nicht erklären, warum wir kopfüber hineinsprangen, nachdem uns ein einheimischer Fischer darüber informiert hatte, dass es im Volta schon Krokodile gebe, aber eher flussaufwärts. Dass auch andere Raubtiere, Keime oder Schlingpflanzen in einem solchen Fluss lauern könnten, wussten wir theoretisch, aber wir riefen dieses Wissen nicht ab. Es war blockiert durch ein Leben in der Zivilisation, in einem der reichsten Industrieländer der Erde, in dem Menschen an Gefäßverkalkung, aber nicht an Schlangenbissen sterben. Wir gingen davon aus, dass nichts passieren könne, weil noch nie etwas passiert war. Weil keine Grenzüberschreitung, keine Unvernunft, kein Abenteuer jemals ernst zu nehmende Konsequenzen gehabt hatte. Und so kam es, dass wir uns beim Auftauchen einer giftgrünen Wasserschlange gegenübersahen, die mit erhobenem Kopf, keine zwei Meter von uns entfernt, regungslos auf der Wasseroberfläche verharrte. Sie war nicht besonders lang, anderthalb Meter vielleicht, aber ihren Blick, halb hinterhältig, halb unschuldig, werde ich nie vergessen.

Wie zwei steinerne Statuen ragten mein Freund und ich aus

diesem Fluss, verständigten uns nur mit den Augen und begannen mit sachten, kontrollierten Zügen ans Ufer zu schwimmen, ohne die Schlange auch nur eine Sekunde aus den Augen zu lassen; dummerweise folgte sie uns. Sobald wir den lehmigen Boden unter den Füßen spürten, sprinteten wir los, Wasserfontänen spritzten in alle Richtungen, als der Fischer, der die Situation vom Ufer aus durchschaut hatte, nach einem hölzernen Paddel griff und so besessen auf das grüne Ding eindrosch, als handle es sich um einen Dämon – wenige Sekunden später trieb es bäuchlings den Strom hinab. Auch diesen Anblick werde ich nie vergessen, er hat sich qualvoll in meine Erinnerung gebrannt: dieses elegante, wunderschöne Tier, das niemandem etwas getan hatte, aber an diesem Tag sterben musste, weil zwei Idioten aus Deutschland in einen Tropenfluss sprangen, als handle es sich um einen Hotelpool. Mutig war auch das nicht, nur naiv und dumm und verantwortungslos.

Spätestens jetzt fragen Sie sich wahrscheinlich, warum Sie ein Buch über Mut lesen sollten, dessen Autor weder mutig noch besonders clever zu sein scheint. Keine Sorge, ich kann Ihre Bedenken nachvollziehen, mir würde es genauso gehen. Andererseits: Gerade weil ich an Scheidewegen – und mir scheint, an einem solchen befinden wir uns in Deutschland und Europa gerade – oft gezaudert habe, statt beherzt aufzubrechen, weil ich unbequeme Wahrheiten lieber verdrängt statt ernst genommen und mich immer wieder an eine morsche Vergangenheit geklammert habe, statt meine Zukunft entschlossen in die Hand zu nehmen, weiß ich um die fatalen Konsequenzen dieser Strategie, die in Wahrheit gar keine Strategie ist, eher ein passives Abwarten, ein

feiges Hoffen, dass sich die Dinge schon zurechtruckeln werden, wenn man den Kopf nur lange genug in den Sand steckt.

Nun lösen sich manche Probleme tatsächlich von selbst, aber planen lässt sich so ein Glücksfall nicht, in den meisten Fällen passiert das Gegenteil: Die Schwierigkeiten wuchern, irgendwann lassen sie sich selbst bei entschlossenem Wegschauen nicht mehr ignorieren, geschweige denn lösen, und das ist, grob umrissen, die Lage, in der wir uns in der westlichen Welt befinden – oder präziser: in die wir uns in einer Mischung aus Naivität und Bequemlichkeit hineinmanövriert haben. Während wir jahrelang davon ausgingen, dass unsere Demokratie, unsere Freiheit und unsere Sicherheit selbstverständlich, ja gottgegeben seien, veränderte sich die Welt um uns herum fundamental – politisch, ökonomisch, militärisch, technologisch. Nun stehen wir verdutzt vor einer Gegenwart, die wir kaum noch verstehen, und haben Angst vor einer Zukunft, die uns aus den Händen zu gleiten droht: Was, wenn die Wirtschaft nicht bald anspringt? Wenn die AfD weitere Wahlen gewinnt? Wenn eine KI aus dem Ruder läuft? Wenn China Taiwan angreift? Oder Russland das Baltikum? Sind wir verteidigungsbereit? Sind wir kompetitiv genug? Sind wir zukunftsfähig? Der Publizist und Bestsellerautor Ulf Poschardt ist skeptisch: »Die Schlafwandler, die die Wucht der kulturellen Verschiebungen der vergangenen 20 Jahre stets opportunistisch akzeptiert haben, wundern sich, dass das Land jetzt an das Ende einer Sackgasse geraten ist.«[1]

Es gibt dieses verhängnisvolle Zaudern, das Nicht-wahrhaben-Wollen des Offenkundigen auch in Beziehungen: Man liebt jemanden, doch der andere ist immer seltener so, wie er anfangs zu sein schien, nicht so treu, nicht so verbindlich, nicht so liebe-

voll. Man leidet, trotzdem wartet man ab, und obwohl es nicht besser, sondern schlechter wird, lässt man nicht los, sondern klammert sich an eine Projektion, an das theoretische Potenzial, das man im Gegenüber zu erkennen glaubt. Irgendwann werde der Knoten schon platzen, sagt man sich, dann werde alles gut werden – wird es nur meistens nicht. Man kann Jahre mit der Hoffnung zubringen, dass man sich nur lange genug gedulden muss, bis sich das Glück endlich einstellt. Tatsächlich handelt es sich fast immer um einen Trugschluss, eine vorsätzliche Selbsttäuschung, während der die Zeit unerbittlich voranschreitet, ohne dass sich etwas ändert, und irgendwann wacht man auf und reibt sich ungläubig die Augen, weil man alt geworden und das Leben vorbei ist.

Ich habe dieses Buch geschrieben, weil wir uns in einer solchen Situation befinden. Weil vieles, worüber wir uns beklagen – stagnierende Wirtschaft, schleichende Deindustrialisierung, mangelnde Wehrhaftigkeit, steigende Kriminalität, Reformstau, Wohnungsnot, Bildungsmisere –, nicht nur, aber auch eine Folge unserer Mutlosigkeit der vergangenen Jahre und Jahrzehnte ist. Weil wir alte Illusionen zurücklassen und neue unpopuläre Wege beschreiten müssen, wenn wir den Herausforderungen der nächsten Jahre die Stirn bieten wollen. Weil sich viele nicht vorstellen können, dass sich Glück und Wohlstand nicht automatisch fortsetzen, sondern stets aufs Neue erarbeitet und verteidigt werden müssen – also wissen tun sie es schon, aber die Information bleibt theoretisch, sie zieht keine Handlungen nach sich.

Ich beobachte jeden Tag, wie wir keine Ahnung mehr davon haben, was das eigentlich heißt und bedeutet: mutig sein, mu-

tig denken, mutig handeln. Schon möglich, dass wir uns mutig vorkommen, wenn wir eine Internetpetition für »mehr Demokratie« oder »gegen rechts« unterschreiben, in Wahrheit gehen wir fast immer auf Nummer sicher, wurschteln uns durch, schieben Verantwortung ab, meist an irgendwelche Daten oder Umfragen, wagen nichts Neues, nichts Großes – Lust auf Zukunft sieht anders aus. Obwohl wir wissen, dass es nicht geht, ja dass allein schon der Wunsch unreif und albern ist, versuchen wir krampfhaft, am Status quo der letzten Jahre festzuhalten: Kann nicht alles so bleiben, wie es ist? Wenigstens bis zur Rente? Oder bis wir nicht mehr da sind, damit sich andere damit rumschlagen müssen? Aber je stärker wir spüren, dass die Rechnung nicht aufgeht, desto passiver werden wir und desto panischer auch.

Oder warum fällt unser Land im internationalen Vergleich auf fast allen Feldern zurück? Warum sind sich permanent alle darin einig, dass schleunigst gehandelt werden muss, aber dann passiert nichts, bis ein halbes Jahr später erneut jemand sagt, dass nun aber wirklich gehandelt werden muss? Warum hört man unentwegt, dass die Zukunft der Demokratie auf dem Spiel steht, aber dann kommt kein Aufbruch, sondern eine Lichterkette oder noch schlimmer: eine Steinmeier-Rede? Warum wirken viele auf den ersten Blick zufrieden, aber kaum bohrt man tiefer, brechen sie in Tränen aus, weil sie einsam sind oder Angst haben? Und warum wirkt unser Land so leblos, als hätte jemand eine Decke über das Geschehen gebreitet? Und wenn Sie nicht wissen, was ich meine, begeben Sie sich an einem Sonntagabend in eine deutsche Neubausiedlung und lassen sich von schlüsselfertigen Häusern, geometrisch angelegten Kiesbeeten und heruntergelassenen Jalousien begrüßen, hinter denen der *Tatort* flimmert. Wenn